

LE
-Geschäften.

Büch.
Jahreshefte 9.
inos
Eisenbahn,
von 385 Mart
Preislagen.
Pianos
Auswahl
Sohn.
als das Beste
anerkannt.
Franco Haus
Stimmen prompt.

Süßenfrüchte
pfund und
Hermann.

nung.
haben regu-
che Vieh-Ver-
in Dresden
friesenstellen-
es zur Em-

bei Norf, den
See,

Abküssen für
jeden Nach-
schien sich als
ischen Diebst-
1. Dresden:
Subdirector,
Jahreshefte 25,
in Neuf,
Berechnungen,
in Neuf,
Kleinere
nten Agenturen.
ten werden in
kleinsten Orte
direktion gern

1 Mr.

Arbette",
auf Gedeihen
sowie Schön-
einer echt gol-
vergeben läßt.
der, der diese
ganz un-
schöne Man-
ring in Gold-
Edelstein, 1
Wäsche mit Bild
1 verfertigen
Nähen oder
tation mit dem
1 Paar sehr
1 schone
wie 8 über-
vorige zu
ende für den
en oder gegen
empfehle von 5
nähme ganz

Blk,

Gustorf

len

und 37 Mr.

dr. Bg.

ter.

es städtisches
e, weil über-
geben.
tates,
ant a. M.

bschneidung
hatte ich

Buchhalter
Dern Wich-

h. 1893.

unfs.

Telephon-Anschluß 58.

Neuf-Grevenbroicher Zeitung.

Größte und meistverbreitete Zeitung der Kreise: Neuf und Grevenbroich.

Redaction: Jos. Brunau.

Expedition: Neuf, Markt 15.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei.

Die Neuf-Grevenbroicher Zeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage; Samstags in 2 Nummern und als Gratisbeilage das St. Quirinusblatt.
Preis pro Quartal in Neuf durch Boten ins Haus gebracht, auswärts an der Post abgeholt M. 1.75.
Das Jahressubskribtionspreis wird den Abonnenten gegen einen Vorbetrag von 20 M. pro Quartal beigegeben.

Inserate finden durch die Neuf-Grevenbroicher Zeitung die weiteste Verbreitung und bei dem kauskräftigen Lesepublikum unseres Vaterlandes die beste Wirkung. Preis für die 6-spaltige Zeile oder deren Raum 15 M. Bei größeren Annoncen und öfterer Wiederholung entsprechender Rabatte. Anzeigen erbeten an die Expedition bis 7 Uhr Abends für die Nummer des folgenden Tages. Annoncen-Aufnahme durch alle bewährten Annoncen-Expeditionen.

Str. 18.

Montag, 23. Januar 1893. (Mariä Verm.)

20. Jahrgang.

Antipolitische Zeiläufe.

(Nachdruck unterlagt.)

N Berlin, 20. Januar.

Es ist wirklich etwas „frisch“ draußen. Bei manchen Leuten leider auch drinnen. Ein wahres Glück, daß das Streikfever unserer Bergleute sich so schnell gelegt hat. Denn wo sollten die ärmeren Leute bleiben, wenn die Kohlenpreise noch höher würden? Das Ergebnis jedes Ausstandes der Bergleute ist eben erfahrungsgemäß eine empfindliche Preissteigerung. Der Wohlhabende, der im Sommer oder Herbst seinen Kohlenkeller gefüllt hat, macht sich freilich nichts daraus; den armen Teufel, der sich sein Heizmaterial in kleinen Portionen holt, beissen aber die Hunde.

Ein strenger Winter ist eine wunderbare Jahreszeit, man muß nur Gesundheit im Leibe und Geld im Portemonnaie haben. Die Leute pflegen zwar mit Stöhnen und Husten und Schütteln ihr Entsetzen über die geimige Kälte zum Ausdruck zu bringen, aber dabei legen sie zumeist recht wohl und munter aus. Mir geht es ähnlich wie dem Eulenspiegel, der beim Bergabsteigen über das bevorstehende Vergaun sich sorgte; wenn ich durch die saubere Schneelandschaft spazierte und den Sonnenschein kalt genieße, so fällt mir der Zukunftsismus auf die Seele, der aus diesen Massen von Schnee und Eis entstehen wird. Und die Leute an bedeutlichen Wasserläufen haben noch ernstere Sorgen; kommt plötzlich ein starkes Tauwetter, so müssen bei der vorläufigen Unburchsichtigkeit des tiefen Wassers die Bäche und die Ströme tieflich anschwellen. Wenn die Bauern sich über die dicke Schneedecke, die Schlittschuhläufer über das herrliche Eis und die Naturfreunde über die herrliche Winterlandschaft freuen, so können sie nebenbei allzumal ein Stößgebete um gnädige Thaumung zum Himmel schicken.

Wer die Kälte nicht liebt, der mag zum Troste bedenken, daß es den Leuten im Süden Europa's nichts besser geht, als uns. Vielmehr noch schlechter; denn dort sind weder die Menschen noch die Häuser auf solche Frostheimsuchungen eingerichtet, wie sie dieser Winter ihnen beiseht. Uns fährt schon ein Schauer von der Nase bis zum Scheitel, wenn wir uns vorstellen, daß wir bei 10 bis 20 Grad Kälte den ganzen Tag in einem Zimmer mit steinernen Fußboden haufen sollten. Wie Italiener sitzen aber jetzt massenhaft

in solchen Räumen und frieren, wie deutsche Schneider nie gefroren haben. Die Berichte von dort versichern aber sonderbarer Weise, daß die angeblich so verwöhnten Südländer die übertrassende Kälte mit einer Fassung ertragen, um die sie die Lappländer beneiden könnten. In Feldzügen, z. B. im russisch-türkischen Balkan-Winterkrieg, soll übrigens stets beobachtet worden sein, daß die Südländer sich in die Winternöthen eben so gut und oft noch besser schienen, als die Nordländer. Die Russen haben ja oft noch größeren Frost auszuhalten, als wir jetzt, aber sie bieten auch dabei einen ganz anderen Apparat von Erwärmungsmitteln auf. Ihre Holzhäuser sind in raffinierter Weise auf das Warmhalten eingerichtet, an ihren mächtigen Defen braten sie sich bei Tag und bei Nacht, und der dicke Pelz gehört zu den notwendigsten Kleidungsstücken des armen Mannes. Bei uns ist der Pelz außerhalb der städtischen Bezirke im Osten ein Luxusartikel; wir halten auch russische Frostgrade im einfachen Leberrock aus. Damit will ich aber keineswegs die Eisenbahn-Direktionen einschuldigen, die ihren Schaffnern die gewohnte Lieferung von Pelzröcken und Pelzstiefeln entzogen haben, um dafür einige Groschen beim Althändler zu lösen! In Sachen der russischen Frostfestigkeit ist übrigens noch zu bemerken, daß diese allzeit durstigen Wiedermänner in viel höherer Maße, als wir das innerliche Einheizen mit Spiritus für nötig halten. Zur Nachleseung ist das Beispiel nicht zu empfehlen; denn wenn die erste Anregung von Alkohol vorüber ist, so wird man nur widerstandsunfähig. Kaffee ist viel besser, und wenn es durchaus Alkohol sein soll, so ist die verhältnismäßig beste Form ein Brat, bei dem es mehr auf die Hitze, als auf die Stärke ankommt. Aber vom Grog gilt das Umgekehrte, was vom Menschen geschrieben steht. Es ist gut, daß er allein sei.

Bei dem Genuß heißer Getränke zur Frostzeit ist freilich eine Vorsichtsmaßregel zu beachten, deren Ausbegriffung manche Erklärung verlangt. Wenn man das heiße Zeug durch die Kehle gejagt hat, so soll man nicht gleich in die kalte Luft hinausgehen, denn durch das Getränk sind die Schleimhäute in Mund und Rachen heiß und empfindlich geworden; kommt nun plötzlich ein eisiger Luftstrom über sie, so können sie die übermäßige Abkühlung nicht aushalten, die Entzündung ist da und der Heerd für allerlei weitere Krankheiten bereitet. Ein Fachmann hat diese gute Lehre namentlich zum Besten der

Schulkinder ausgeführt; denen wird ja Morgens häufig zugemutet, in größter Hast eine Tasse Kaffee zu verschlingen und dann sofort den Schulweg durch die kalte Morgenluft anzutreten.

Der Wunsch der Eltern, daß ihre Kinder des Morgens so lange als möglich ausschlafen, ist ja gewiß erklärlich. Aber es ist ein kleines Uebel, wenn man den Schlaf um etliche Minuten verkürzt, als wenn das Kind zur Ueberlastung veranlaßt wird. Wer aus den warmen Federn kommt, hat zunächst eine sehr empfindliche Haut. Bei rechtzeitigem Aufstehen kann sich die Haut erst auf die kommenden Strapazen vorbereiten. Dann kann auch das Frühstück regelrecht gekaut und vollständig eingenommen werden, was dem kleinen Menschen sehr nützlich ist. Den Kaffee oder die Milch kann man erst blasen oder sich verschlingen und den erhitzten Rachen erst wieder zur Ruhe kommen lassen. Und endlich kann der Weg zur Schule in bedächtigem Schritt zurückgelegt werden; muß das Kind laufen, so tritt eine Erhitzung ein, die in strenger Kälte gefährlich ist, und zwar um so gefährlicher, als beim Laufen gewöhnlich nicht durch die Nase, sondern geradezu durch den Mund geathmet wird.

Je schneidiger der Frost, desto mehr muß auf die Atemathmung geachtet werden; der Gesichtsröthe ist nicht das bloße Zierrath oder des Schnupstabs wegen da, sondern zur Reinigung und Vorwärmung der Atemluft. Es muß aber nichts, den Kindern diese gute Lehre zu geben, wenn man nicht zugleich den Anlaß zur Mundathmung, das Laufen u. fernzuhalten sucht. Der jugendliche Organismus ist ja, wenn er sonst gut gerathen ist, gegen Witterungseinflüsse recht widerstandsfähig, und darum braucht man Tags über nicht zu ängstlich zu sein, wenn ein gesundes Kind sich draußen mal etwas in die Höhe läuft oder spielt und den Mund nicht zuhalten will. Aber Morgens in der Fröhe, wo der Körper besonders empfindlich und die Luft besonders rauh ist, dürfte doch etwas Vorsicht am Plage sein.

Hier zu Lande ist übrigens nicht die trockene Kälte, sondern das Schmutzwetter die ärgste Heimichung für die Schulkinder. Sie tragen hier leider nicht die häßlichen und doch so schönen Holzschuhe, in denen ich meine Schulwandern gemacht habe durch Dick und Dünn, ohne nasse oder kalte Füße zu bekommen. Mit den Lederstiefeln, die niemals warm und selten trocken halten, gehen die Stadtkinder durch Schnee und kalten Schlamm den weiten Schul-

weg und sitzen dann den ganzen Tag in nassen kalten Füßen da. Es wird oft von der warmen Fütterung der Schulkinder geredet; man sollte eher noch die Frage erörtern, ob man den armen Kindern nicht trockene und warme Füße verschaffen kann, wenn sie mit triefenden und klappernden Gliedmaßen ankommen.

Der Kampf gegen den Winter ist eine Kunst mit vielen Unterabtheilungen: die Kriegskunst erstreckt sich auf die Gebiete des Essens und Trinkens, des Athmens, der Bekleidung, der Heizung und was sonst noch zu einer vernünftigen Körperpflege und Hauswirtschaft gehört. Die Hauptsache ist bei allen Dingen das Maßhalten: nicht zu wenig, aber auch ja nicht zu viel. Vor Uebermaß ist besonders bei der Heizung zu warnen. Es gibt Leute, die es nicht „mollig“ genug kriegen können, den Ofen ins Glühen bringen und sich dann dicht heransetzen, um sich durchbraten zu lassen. Ein sehr zweifelhafter und gefährlicher Genuß! Im Lande der Kachelöfen muß man sich ihn glücklicherweise in der Regel verlagen; denn bei der jetzigen Kälte gehört schon viel dazu, um mit diesen Defen das Zimmer auf halbwarm zu bringen. Im Lande der eisernen Defen wird aber viel gesündigt durch Kohlenverschwendung. Obgleich eine Menge Menschen Hunger leiden müssen, sagt man doch mit Recht, daß mehr Leute an Uebermäßigkeit, als an Hunger zu Grunde gehen. So möchte ich auch behaupten, daß im Winter viel mehr Schaden durch überheizte Defen, als durch Mangel an Brennstoff angerichtet wird. Zu der Erschlaffung und Verweichlichung, welche die Ueberheizung herbeiführt, kommt noch die böse Einwirkung der schlechten Luft, die in solchen Stuben herrscht. Die Ventilation durch Mauerporen, Thüren und Fensterriegen u. geht ja im Winter viel scharfer vor sich, als in der guten Jahreszeit; aber die Leute, die der Brathitze fröhnen, thun in der Regel das Mögliche, um alle Oeffnungen zu verstopfen und den ganzen Dunst vom Ofen, vom Essen, von den Kleidern, von den Pfeifen und von allen übrigen Geruchstoffen des häuslichen Lebens in der Stube zusammenzuhalten und den Lungen zuzuführen. Ein Mann, der berufsmäßig viel in den Wohnungen kleiner Leute verkehrt, entwarf mir neulich eine erschütternde Schilderung von dem Geruch, den er dort zur Winterzeit häufig vorfindet. Kleine Kinder und schwache Leute bleiben wochenlang in diesem vergifteten Dunstkreis, ohne Lungen und Blut von

Aus Irrung genesen.

Erzählung von Frances Burnett.

Autorisirte deutsche Bearbeitung.

(Fortsetzung.)

27)

Zwanzigstes Kapitel.

Wie Frensch macht einen Besuch.

Am nächsten Sonntag Morgen wurde die verarmte Gemeinde in der Brogtoner Kapelle in einen Zustand schwerer und bewältigender Aufregung versetzt; Harworths Equipage mit zwei Dienern auf dem Trittbrett brachte dessen Mutter zur Kirche, um dem Götterdienste beizuwohnen. An der Equipage und den Dienern hatte Harworth durchaus festgehalten. Alles in Allem würde er es freilich lieber gesehen haben, wenn seine Mutter die einfache Kapelle des Brogtons besucht hätte, die unter dem Patronat der vornehmen Familien der Grafschaft stand und von diesen mit ihrem Besuch beehrt wurde; aber die einfache alte Frau hatte ein solches Unbehagen zu erkennen gegeben, als er davon gesprochen hatte, den größten und schönsten Kirchenstand für sie zu mietzen, daß er in diesem Punkte nachgegeben hatte.

„Ich habe mein Leben lang immer nur die Kapelle besucht, lieber Frensch“, sagte sie zu ihm, „und ich möchte davon nicht gern abgehen. Zudem würdest du mich auch durch die Anwesenheit so vieler vornehmer Leute etwas genirt fühlen.“

Die Equipage und die Diener hatte sie sich schließlich, dem Willen ihres Sohnes sich fugend, gefallen lassen. Es gab in der Brogtoner Kapelle keine vermieteten Stände, und sie nahm daher unter den übrigen Platz, ohne in ihrer Einfachheit das Aufsehen zu bekommen, das ihr Erscheinen erregt hatte. Die weibliche Bevölkerung Brogtons hatte bereits Zeit gehabt, sie kennen zu lernen, und so schloß es nicht an neugierigen Mutmaßungen über ihre Person.

Jenny Briarley, neben welcher sie durch Zufall zu sitzen kam, wußte freilich mehr als alle übrigen und nahm sie alsbald unter ihren besonderen Schutz.

„Sie haben ein solches Gefangenschaft“, flüsterte sie hörbar auf das Buch, das ein Diener Madame Harworth überreichte. „Sie können aber bei mir einsehen.“ Ihr schneller Blick und ihre zarte Aufmerksamkeit gewannen ihr alsbald Madame Harworths mütterliches Ver-

„Ich habe niemals ein aufmerksameres kleines Ding gesehen“, sagte sie hierbei bewundernd; „und dabei wußte sie so gut beiseite, jedes Vieh fand sie auf der Stelle.“

„Wahrhaftig!“ sagte Frau Briarley, als sie mit einem Baby auf dem Arm sich auf den Heimweg machte; „man soll's kaum glauben, daß die in dem großen Hause da schalten und walten kann mit allen den vielen Kerk in Livree, die ihr auf jeden Wink gehorchen. Nun, es ist eben nur eine einfache Frau, Jenny. Sie dankte dir so einfach, wie's jede Andre auch gethan hätte. Es ist keine vornehme Dame. Sie hatte zwar ein seidenes Kleid an, aber es war doch schwarz, und nicht einmal eine Feder auf dem Hut. Ich hätte eine Feder drauf gehabt, wenn ich Madame Harworth wäre.“

„Aber so machen's die Leute, die Geld haben, immer — sie wissen niemals, wofür sie's ausgeben sollen.“ „Nein“, sagte Jenny, „es ist keine vornehme Dame, aber sie hat eine so angenehme Art mit einem zu sprechen. Harworth selbst ist ja auch kein vornehmer Mann.“

„Sie hat so hübsch mit dir gesprochen; es scheint fast als hätte sie dich lieb gewonnen.“

Jenny schien sich die Sache ernsthaft zu überlegen. „Mir soll's schon recht sein, wenn's der Fall wäre. Sie hat doch gewiß viel zu verschenken.“

Es währte nicht lange, bis Briarleys Gelegenheiten hatten, sie näher kennen zu lernen. Sie war heiter und freundlich gegen Alle, und seit ihr das Glück die Mittel dazu gewährt, hatte sie stets in weitem Umfange eine gutgemeinte Wohlthätigkeit geübt.

Um ihrem lieben Sohne nach Möglichkeit zu Gefallen zu leben, hatte sie viele ihrer lässlichen Gewohnheiten aufgegeben. Sie ließ sich von einer Jofe bedienen und trug alle Tage ihr bestes Kleid, trotz der Gewissensbisse, die sie darüber empfand. Sie fuhr, aufstatt zu gehen, und bemühte sich nach Kräften, an die Größe und prächtige Einrichtung der Zimmer sich zu gewöhnen, aber trotz ihres reichlichen Vermögens vermochte sie das Gefühl eines gewissen Unbehagens nicht niederzulampfen.

„Ich bin einmal nicht daran gewöhnt“, sagte sie, „und ärgere mich deshalb bisweilen, ich möchte fast sagen etwas einsam — aber nur bisweilen, lieber Sohn, nicht oft.“

Sie hatte in der That genügende Veranlassung, sich einsam zu fühlen, denn Bücher fanden sich nicht ein. Man sprach und lächelte wohl auch über sie in Brogton, aber wohl kaum in bösem Sinn. Es war nicht möglich, ihr etwas Uebles nachzusagen oder auch nur

zu vertrauen, aber gleichwohl ließ sich nicht erwarten, daß die Damen Brogtons sie anschauen würden. Und doch kam der öffentlichen Meinung mit ihrer gewöhnlichen Ruhe Trost bietend, wenigstens Eine. —

Bei Meldung des Namens erhob sich die kleine Frau hinter dem Ofen; sie mochte wohl fürchten, ihre Rolle als Vertreterin des Hauses ihres Sohnes nicht mit Ehren durchzuführen zu können. Als Frensch, ihre in seinen Handschuhen stehenden Hände ihr entgegen streckend, auf sie zutrat, warf sie einen fast ängstlichen Blick zu ihr auf und machte einen kleinen Knix.

Im ersten Augenblick vergaß sie ganz, sie zum Sitzen zu nöthigen. Als sie ihr Versehen gut gemacht hatte und beide nun einander gegenüber saßen, vermochte sie zuerst ihren Gost nur schwach anzublicken.

Aber Frensch war ganz und gar nicht befangen. Sie freute sich von seinem Herzen des bewundernden Entzückens, welches sie erregt hatte; sie freute sich, daß sie gekommen war.

„Es muß für Mr. Harworth recht angenehm sein, Sie hier zu haben“, begann sie.

Die alte Frau beugte. Ein freudiges Roth überflog ihr eingekerkertes Gesicht. Sie hatte das Glück ihres Sohnes noch nicht in seinem ganzen Umfange gekannt. So etwas hatte sie jedenfalls nicht erwartet. Eine schöne, vornehme Dame sah vor ihr, der er doch recht nahe stehen mußte; wie hätte sie sonst so von ihm sprechen können — als sei er ein gar vornehmer Herr?

„Nein?“ stotterte sie naiv. „Ja, Fräulein, ich hoffe es. — er hat mir das auch gesagt.“

Und dann fügte sie schnell hinzu: „Nicht daß ihm meine Gesellschaft gar so angenehm sein könnte — das ist's nicht. Selbst wenn er nicht das wäre, was er ist und solche Freunde hätte, wie er sie hat, könnt' ihm meine Gesellschaft nicht gar so angenehm sein. Und so wie's ist, ist's nicht wahrscheinlich, daß ihm an einer alten Frau wie ich, so viel gelegen sein kann, wie er es in seiner Liebe und Güte zu mir immer behauptet.“

Nach Frensch betrachtete sie voll Theilnahme. „Er hat ein gutes Herz“, bemerkte sie, „und, ich darf es wohl sagen, sehr zahlreich. Freunde. Mein Vater bewunderte ihn sehr.“

„Dank, Fräulein“, erwiderte sie glückselig. „Es

muß ihn freilich Jeder bewundern. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie gut er zu mir ist, und es ist nicht zu verwundern, daß Andere das auch sehen und ihn demgemäß lieb haben.“

„Nein, das kann in der That nicht Wunder nehmen.“ Die Worte auf ihren eingelassenen Wangen verdundelte sich und ihre alten Augen leuchteten auf.

„Er ist jetzt zweieunddreißig Jahre alt, Fräulein“, sagte das liebende Mütterchen fort, „und die Zeit soll noch kommen, wo er etwas Unrechtes gethan oder ein rauhes Wort zu mir gesagt hat. Er war recht schüchtern und gut als Kind, und er ist recht schüchtern und gut als Mann. Aus dem Grunde ihres vollen Herzens kann seine alte Mutter das sagen.“

„Es muß ein recht beglückendes Gefühl für eine Mutter sein, von ihrem Sohne das sagen zu können.“ „Es ist die Freude und der Stolz meines Lebens, daß ich es sagen kann. Und nun zu denken, daß er noch dazu so sein Glück gemacht hat! Ich hab' mir oft gesagt, ich sei das gar nicht werth, weil ich niemals dankbar genug sein könnte. Er hätte glücklich sein können, und doch nicht das, was er ist. War manche Frau, die besser ist als ich, hat ihren Schmerz und Kummer zu tragen gehabt, und mit ihr er erlöst worden.“

Als Fräulein Frensch das Haus verließ, sah sie recht nachdenklich aus, und nachdem sie in ihrem Wagen Platz genommen hatte, sprach sie laut, ohne es zu wollen:

„Nein, es ist kaum zu erwarten, daß sie ihren Sohn jemals von einer andern Seite kennen lernen wird. Es gibt Niemanden, weder Mann noch Frau, in Brogton, der es wagen möchte, es ihr zu sagen. Ich möchte es nicht.“

Als Harworth gegen Abend zurückkehrte, erfuhr er alle Einzelheiten des Besuchs; er wußte, daß er sie zu Hause erfahren würde, da Frensch ihm im Laufe des Tages gesagt hatte, daß seine Tochter beabsichtige, heute seine Mutter zu besuchen.

„Die schönste junge Dame, die meine Augen jemals gesehen haben“, sagte seine Mutter immer und immer wieder. „Und nun zu denken, daß sie kommt, um mich zu besuchen, als wäre ich eine vornehme Dame wie sie selbst!“ Harworth sprach nur wenig; er hatte während der letzten Tage selten viel gesprochen. Er sah ihr gegenüber am Tisch, ein Glas Wein schlürfend, und flüsterte nur hin und wieder eine kurze Frage.

(Fortf. folgt.)

einer etwas frischen Luft aufmuntern zu können. Die Armen sagen, sie können nicht lüften, weil sonst die kostspielige Wärme verloren gehe. Wer nicht so arm ist, daß er um ein Stückchen Holz oder eine Sandvölle Kohlen sich Kopfschmerzen machen muß, der sollte doch wenigstens so klug sein, nicht bloß auf die Wärme, sondern auch auf die Reinheit, Gesundheit oder Luft in seiner Stube zu sehen. Lieber kühl, als verpestet.

Zum Trost im Frost möchte ich schließlich allen Lesern die Nachricht empfehlen, daß in Nordamerika, wo der Frost noch härter haust, als in Europa, die Baptisten kürzlich eine Tausend nach allen Regeln ihrer Lehre, d. h. durch Untertauchen in einem Fluß, vollzogen haben. Dieses kalte Bad erinnerte mich an einen Gesundheits-Apostel, der in meiner Kinderzeit weit und breit bewundert wurde, weil er in einer Schwimmbad auf einer Eischölle im schneidenden Wind wandle und in Nase und Ohren ein ungemüthliches Prickeln verspüre, so denke ich mich an die Seite des rudernden Gesundheits-Apostels oder des schauernden Tausendings mit der eisbebrusteten Gänsehaut, und dann kommt mir die wirkliche Lage verhältnismäßig warm vor. Nebenbei fällt mir dann auch ein, daß ich als Junge mal mit der unteren Hälfte meines Leibes im Eise gesessen habe, und diese Erinnerung trägt zur Erhöhung der subjektiven Temperatur ebenfalls bei.

Ueber den Fund des Frostes kommen wir schon noch, aber der Schwanz des Thauwetters ist eine bedenkliche Aussicht.

Deutschland.

Berlin, 22. Jan. Man fragt sich, was sein wird, wenn die Militärvorlage in der von der Regierung beschlossenen Gestalt nicht angenommen wird? Keinesfalls wird die Regierung daran denken, es zu einem offenen Konflikte kommen zu lassen; sie wird nachgeben müssen und ihre Forderungen herabsetzen. Wir sind die letzten, welche die Rechte der Krone nicht achten. Aber die Krone muß sich berathen lassen, sie ist nicht unfehlbar in den Fragen des Wirtschaftsebens. Und wenn die Krone gut berathen ist, so wird sie die Zurückziehung der Militärvorlage gutheißen; das Volk ist überlastet von Leistungen; an den Staat und die Kommunen; eine weitere Erhöhung derselben, wie sie durch die Erhöhung der Militärlasten herbeigeführt würde, darf nicht gestattet werden. Es wird gesagt, ein anderer Reichstag wird die Militärvorlage bewilligen, der jetzige Reichstag muß aufgelöst werden. Der neue Reichstag wird ganz gewiß der Militärvorlage nicht günstiger gegenüberstehen. Die Hamb. Nachr. bringen einen Artikel unter der Ueberschrift: „Auflösung oder Rücktritt“, in welchem sie richtig bemerken: Eine Auflösung wird, wie wir glauben, einer besonnenen Regierung fern liegen, und die Abgeordneten, die sich vor einer Auflösung fürchten, müssen ihren Wählern gegenüber kein ganz gutes Gewissen haben, sonst könnten sie nicht an ihrer Wiederwahl zweifeln. Wir unterwerfen zweifeln nicht an der Wiederwahl Derjenigen, welche jetzt gegen die Militärvorlage stimmen, wohl aber glauben wir, daß, wenn die Vorlage durchgeht, bei den ohne Auflösung bevorstehenden Neuwahlen in zwei Jahren diejenigen Abgeordneten, welche für die Annahme der Militärvorlage gestimmt haben, ihren Wählern gegenüber zum größten Theil eine gegen früher sehr erschwerete Stellung haben werden.

Bekanntlich hat Herr v. Bennigsen in der Militärkommission die Aeußerung, es sei ein Umschlag der Volksstimmung zu Gunsten der Militärvorlage zu bemerken. Dem „Westf. Merk.“ wird hierzu geantwortet:

„In welcher Mondgegend Herr v. Bennigsen seine Pulsfühlungen vornimmt, wissen wir nicht. Bei uns zu Lande ist aber von einem solchen Umschlag nichts zu spüren. Im Gegentheil: Wir hören von Tag zu Tag lebhafter klagen: „Wo soll denn das hinaus mit der ewigen Mehrbelastung? Das Land kann diese unerfülllichen Forderungen nicht aushalten; wir gehen zu Grunde auf diesem Wege!“ So denkt und spricht das Volk, und wenn es nicht stürmisch in Versammlungen und Petitionen seine Willensmeinung kundthut, so liegt das an dem Bewußtsein, daß im Reichstage die nötige Abwehrmehrheit vorhanden ist. Sollte einmal diese Abwehrmehrheit durch Abfall von Schwachen in die Brüche gehen, so würde man alsbald eine Säuerung spüren, die Herrn von Bennigsen und allen sonstigen Compromißkünstlern nicht lieb wäre. Vorläufig vertraut das sorgenvolle Volk seinen treuen Vertretern und verfolgt deshalb die weiteren Verhandlungen mit Gelassenheit. Die Volksstimmung ist nicht günstiger, sondern eher noch ungünstiger für die Vorlage geworden, seitdem die riesige Kostenhöhe und die Schwierigkeiten der neuen Steuern mehr hervorgetreten sind. Wenn die Wähler des Herrn von Bennigsen das mit günstigen Augen ansehen sollten, so thun die Westfalen es jedenfalls nicht. Mögen die Herren in Berlin doch ja nicht glauben, daß die Verurteilung an die patriotische Begeisterung hier noch nachhelfen könnte!“ Wie die Westfalen, so denkt auch das Rheinland und so denkt die überwältigende Mehrheit in Deutschland. Nur die militärischen Kreise sind für eine weitere Verstärkung der Armee. Aber deren Urtheil kann hier keinesfalls als erstes in Betracht kommen. Schwerer wiegt jedenfalls das Urtheil aller einsichtigen Politiker und wirtschaftlichen Kräfte

des Staates; und hiernach darf die Militärlast unter keinen Umständen in dem von der Regierung geforderten Umfange erhöht werden.

Zu dem Vorschlage des „Militärwochenblattes“, ausgediente Unteroffiziere bei ihrem Ausscheiden aus dem Dienst als Volksschullehrer zu verwenden, schreibt die „Frl. Ztg.“ unter dem 20. d.: „Will man Angehörigen eines solchen ungeheuerlichen Vorschlags in einem Blatte vom Charakter des „Militärwochenblattes“ noch fragen, was „Militarismus“ ist, oder bestreiten, daß dieser Militarismus bei uns bereits eine Höhe erreicht hat, die für die Zukunft des deutschen Volkes die schlimmste Gefahr in sich birgt? Kann es denn noch Jemand geben, dem solche Ausflüsse des militaristischen Systems nicht die Augen öffnen über den Abgrund, an dem unser Culturleben heute schon steht! Und diese denkwürdige Kundgebung kann den nicht einmal überrücken, der unsere öffentlichen Zustände mit Aufmerksamkeit verfolgt. Der Grundlag, daß die Kaiserne die eigentliche Hochschule, die universitas im eigentlichen Wortsinne ist, ist bei uns ja längst praktisch gemacht worden. Wer eine Zeitlang den militärischen Drill gelebt hat, der kann Alles, und er kann es viel besser, als Nichtmilitärs, die sich (lange Jahre hindurch) in fleißiger Arbeit und unter Entbehrungen für einen bestimmten Berufszweig vorbereitet haben. Erst vorgestern erklärte in der Budgetkommission des Reichstags der Vertreter des Generalpostmeisters auf eine Anfrage, daß Postassistenten zum Postsecretär nur vorrücken können, wenn sie Militäranwärter sind; Hunderttausende sitzen die pensionierten Offiziere in Verwaltungsfstellen, für die sie die vom Civilisten verlangte Vorbildung nicht haben, nach Tausenden zählen die Militäranwärter in den niederen staatlichen und städtischen und auch in privaten Stellen, wo sie vielfach nicht nur als Verbreiter des Erbödendens, ersticken den Keimerngeistes und subalternen Denksystems, sondern außerdem wenigstens zum Theil infolge ihrer Pension als Lohnbrücker wirken; dem Bürger, der für die aktive Armee die schweren Steuern aufbringen muß, ersichert eine privilegierte pensionierte Armee vollends den Kampf um's Dasein und als einziger Ersatz dafür bleibt ihm die patriotische Pflicht, in dem muthig-ersterbender Bewunderung zu den Eitemenschen emporzuklimmen, deren Chimborasohöhe Erhabenheit äußerlich durch ein Paar Epauletten oder goldene oder silberne Treppen dem gemeinen Volk tagtäglich und stündlich zum Bewußtsein gebracht wird.“ In diesen Sätzen liegt manches Wahre; in unserm Staate wird der Mann der Kaiserne jedem andern vorgezogen. Wer vom Kaisernelebens nichts versteht und wer vom militärischen Geiste nichts durchdrungen ist, der ist ein Mann 2. Klasse. Das Volk verurtheilt einmüthig solche Auffassung. Man sollte doch auch nicht angeht, solche Zustände so blind sein, noch zu glauben, dem Volke sei daran gelegen, die ohnehin bereits erdrückenden Militärlasten wachsen zu sehen.

HT Die „Nordd. Allg. Ztg.“ berichtet über eine Anzahl Vorbereitungs-Maßregeln, die im Falle eines Wiederauftretens der Cholera-Epidemie in Aussicht genommen sind. U. A. sollen den hygienischen Universitäts-Instituten eine Anzahl tüchtiger, mit bacteriologischen Untersuchungen vertraute Ärzte zugewiesen werden. Ferner sollen in einzelnen Städten besondere bacteriologische Untersuchungsstationen gegründet werden; außerdem wird beabsichtigt, eine größere Anzahl von Hygienikern zu einem gemeinschaftlichen Kursus zu versammeln, in welchem Vorträge über die Cholera gehalten werden sollen.

Vom Rhein, 22. Jan. Professorenweisheit gab bei Gelegenheit einer vom liberalen Bürgerverein in Bonn am 18. Jan. veranstalteten Erinnerungsfeier an die Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreiches der Professor der Bonner Universität, Kahl, in einer Festrede zum Besten. Hierbei gestattete sich der Herr einen Vergleich anzustellen zwischen dem alten, römisch-deutschen Kaiserthum und dem gegenwärtigen nationalen. Die Hauptaufgabe entnahmen wir der „Königlichen Zeitung“. Sie folgen anbei: Das römisch-deutsche Kaiserthum sei hervorgegangen „aus einer fremden Hand, aus einer Hand, welche keinerlei Fühlung hatte mit wahrhaft deutschen Interessen, aus einer Hand, unter welche sich das deutsche Königthum bis zur Erniedrigung demüthigen mußte, aus einer Hand, welche sich oft genug erhoben, um den Fügelschlag des deutschen Geistes niederzuhalten.“ Es habe „zum persönlichen Schutze des Papstes“ dienen müssen, zur „Vertheidigung des Kirchenstaates, zur Bekämpfung einer Kirche, zur Bekämpfung und Zurücksetzung anderer Glaubensgemeinschaften.“ „Zum Eid der Treue, zum Vajallendienst des Steigbügels“ sei es verpflichtet gewesen. „Der Papst die Sonne, der Kaiser der Mond, so berichten die geistlichen und weltlichen Rechtsquellen alter Zeit.“ Dem Hrn. Professor that etwas Mäßigung und Gründlichkeit Noth. Von einem Professor einer deutschen Hochschule könnte man doch verlangen, daß er sich etwas mehr mit Geschichte befaßt hätte; man gewinnt aber den Eindruck, als habe der Herr zuviel orientalistische Studien getrieben und habe sich so in den Wärdern von Tausend und eine Nacht festgenistet. Er sollte auch wissen, daß das alte römisch-deutsche Kaiserthum, trotzdem es sich „bis zur Erniedrigung“ demüthigte, doch Männer aufwies, deren Stolz sich gewiß vor dem heutigen Kaiserthum nicht gebeugt hätte. Uebrigens: Was hat hier ewigen Bestand? Das römische Kaiserthum deutscher Nation verschwand nach tausendjährigem Bestehen. Wir

hoffen und wünschen, daß das neue deutsche Reich eben solche Zeit erlebt.

Belgien.

Brüssel, 18. Januar. Wir haben dieser Tage gemeldet, daß dem P. Damiau demnächst in Loewen ein würdiges Denkmal errichtet werden wird. Der Augenblick scheint uns geeignet, um in Erinnerung zu bringen, daß das von P. Damiau begonnene Werk bewunderungswürdiger Hingebung und Selbstverläugnung mit seinem Tode keineswegs erledigt ist. Noch bevor die Landeute und Verehrer des Helden von Molokai daran dachten, demselben ein Standbild zu setzen, hatten ihm seine Ordensbrüder, die Väter vom heiligsten Herzen von Piepus, ein anderes Denkmal errichtet in Gestalt des „Instituts Damien“, welches berufen ist, seine apostolischen Arbeiten fortzusetzen und den sehnlichsten Wunsch seines Herzens zu erfüllen, den er kurz vor seinem Tode mit den Worten zum Ausdruck gebracht hatte: „Spont die Andern an, hierher zu kommen und bildet sie zu Missionären aus!“ Das Institut Damien, welches vor zwei Jahren in Verhüt gegündet wurde, verfolgt demnach den Zweck, junge Leute im Alter von 14 bis zu 16 Jahren, welche Beruf zum religiösen und apostolischen Leben zeigen, unentgeltlich aufzunehmen und zu brauchbaren Mitarbeitern am Werke der Evangelisierung der Ausländer auf den Sandwich-Inseln heranzubilden. Das Institut zählt heute über 30 Schüler; drei von den vor zwei Jahren zuerst eingetretenen Schülern haben bereits das Ordensgewand angelegt und sind in das Noviziat P. Damians seine Erziehung als Missionär und Apostel erhalten hatte. Trotz der überaus bescheidenen Einrichtung des Instituts Damien erfordert der Unterhalt und die Ausbildung der 30 Schüler doch eine Jahresausgabe von 15 bis 18,000 Frs.; gegenwärtig sind 8 Postulanten eingeschrieben, welche aber nicht aufgenommen werden können, weil die Mittel zur Vergrößerung des Instituts nicht ausreichen. Die Väter vom heiligsten Herzen richten deshalb an alle christlichen Seelen die Bitte um fromme Beiträge zur Unterhaltung und Vergrößerung ihres Instituts, dieses erhabenen Denkmals zum Andenken an den Apostel von Molokai, den Vater der Ausländer, den bewunderungswürdigen P. Damiau.

Frankreich.

Paris, 21. Jan. Artons Verhaftung gilt nach den gestrigen Zeugenaussagen Clemenceaus für unmittelbar bevorstehend. Wegen der nothwendig zu treffenden Anordnungen fand während der Nacht eine Besprechung des Generalprocurators mit dem Polizeipräsidenten und dem Untersuchungsrichter statt. Dumont erklärte, Arton und Clemenceau hätten Schritte gethan, um Andrieux zu bewegen, daß dieser nicht alle Dokumente veröffentlichte. Die formellen Einwürfe Bahauts gegen das Justizpolizeigericht werden dem Prozeß auf drei Monate hinausgeschoben. Infolge der Krankheit von Herz wird der Prozeß gegen ihn von anderen getrennt.

Paris, 21. Jan. Nachrichten aus Raico zufolge brachten die Studierenden dem Rhesif, als er die Moschee verließ, Donationen dar und zerschlugen jodann im Bureau des England freundlich gestimmten Journals Molattam die Fensterheiben. Mehrere der Thäter wurden verhaftet.

Italien.

Rom, 20. Januar. Fast die gesammte Presse fordert die Regierung zum rücksichtslosen Vorgehen in der Bant-Affäre auf. Die „Türiner“, „Gazeta del Popolo“ verlangt, Giolitti solle der Wahrheit freien Lauf lassen und auch die Unterzeichner der sogenannten „Politischen Beschließ“ vor Gericht bringen.

Rom, 21. Jan. Nach dem vorgestrichen Consistorium hielt der Papst ein geheimes Conclavium; darauf unterhielt er sich nochmals mit den neuen Cardinälen eine halbe Stunde, wobei er die Unterhaltung fast ausschließlich führte. Er sah trotz den Anstrengungen gesund und sehr froh aus. Der Papst zeichnete die deutschen Cardinäle bei allen Audienzen in hervorragender Weise aus. Die aus dem Kölner Herren Stühlen, Jullens und N. Bachem jr. bestehende Abordnung hatte gestern Abend 5 Uhr bei Cardinal Krementz Audienz, in welcher sie ihre Glückwünsche darbrachten. Dann begab sich die Abordnung zu Cardinal Ropp. Die Audienzen dauerten heute über eine halbe Stunde. Cardinal Ropp wurde von seiner Titelfirche wahrheitsgemäß am 2. Febr. Besitz ergreifen. — Gestern machten die neuen Cardinäle ihre Staatsvisite beim Cardinal-Dean Monaco; letzterer erwiderte heute den Besuch. — Cardinal Siglari liegt im Sterben.

England.

London, 15. Januar. Zur Lage der Katholiken in Uganda schreibt unser Correspondent: Am 24. Januar wird es ein Jahr her sein, daß auf Anstiften der protestantischen Missionäre die blühende, katholische Mission von Uganda in Centralafrika durch den protestantischen Theil der Eingeborenen mit Hilfe der Engländer zerstört und die Katholiken nach Tausenden niedergemetzelt oder zu Sklaven gemacht wurden. Man wird sich erinnern, daß zwei Patres bei den in der Hauptstadt Rubaga wohnenden Katholiken bleiben mußten, während Bischof Hirth mit den übrigen Missionären die Katholiken nach der ihnen angewiesenen Provinz Buddu begleiteten. Der eine dieser Patres, P. Guillemin, schickte nun seinem Generaloberen Nachrichten über die Katholiken in Rubaga.

Wie man aus Nachstehendem ersehen wird, weigern sich die meisten Katholiken, zum Protestantismus überzutreten, und es scheint, als ob die Urheber der Verfolgung ein gewisses Schamgefühl über das, was sie gethan, empfänden. Möge England zur Einsicht gelangen, daß es seiner Ehre schuldig ist, das in seinem Namen verübte Unrecht wieder gut zu machen! „Die Katholiken“, so heißt es in dem Briefe des P. Guillemin, „halten sich gegenwärtig ziemlich ruhig in ihrer Provinz Buddu. Wir, in der Hauptstadt, wir hören nicht auf, bei jeder Gelegenheit gegen die ihnen aufgezogenen Bedingungen zu protestiren. Mr. Stokes sagte uns, er wisse von dem Redacteur Ashe, daß der den Katholiken aufgezogene Vertrag in den Augen Englands nur für zwei Jahre gültig sei. Während dieser Zeit werden wir unablässig diesen Herren vom Fort begreiflich machen, daß sie eine Ungeheuerlichkeit verüben, indem sie der protestantischen Partei 6 Provinzen, der muslimanischen drei und der beiden anderen Parteien an Zahl überlegenen katholischen Partei nur eine Provinz geben. Kapitän Williams weigert sich entschieden, einen englischen Offizier an die Spitze der Provinz Buddu zu setzen. Er will, daß alle Angelegenheiten in der Hauptstadt erledigt werden; da aber die Katholiken nur durch einen einzigen Provinzoberen vertreten sind, so folgt daraus, daß sie bei den Beratungen von Protestanten stets überstimmt werden, und daß die Katholiken sich sogar in die eigenen Angelegenheiten der Katholiken einmischen. Wir sind hier, um diesen Gewaltmißbrauch einigermassen zu mildern, was den protestantischen Missionären aber gar nicht zu gefallen scheint; sie wagen jedoch nicht, uns wegzugang zu lassen. Unter Aufstufung in der Hauptstadt hat aber nicht allein die Vertheidigung der zeitlichen Interessen der Katholiken zum Zweck, sondern wir müssen bei den selben auch unseres heiligen Amtes walten. Pofino, der katholische Häuptling von Buddu, residirt nämlich mit einigen seiner Anhänger in der Hauptstadt; da außerdem zahlreiche Katholiken Raagie verlassen um sich nach Buddu zu begeben und dabei die Hauptstadt passieren, so wird unsere Station fast täglich von einigen hundert unserer Neophyten oder Katholiken besucht, welche natürlich hoch erfreut sind, inmitten dieses Babels zwei ihrer Priester zu finden. Vorgefunden besuchte ich Mwanga. Derselbe scheint sich noch nicht offiziell für den Protestantismus erklärt zu haben. Ueberallsender Gnade, bleiben die Frauen des Palastes fast ausnahmslos unserer Religion ergeben und zwar mit noch größerem Eifer, als vor unserem Unglück. Sie haben dem Mwanga erklärt, daß sie alle nach Buddu entfliehen würden, wenn man sie zu Protestantinnen machen wolle. Kapitän Williams ist bemüht, uns das Unrecht vergessen zu machen, welches er uns zugefügt; er zeigt sich sehr gefällig und schickt seine Wangwangs in die Wälder, damit sie uns das zu unseren Bantens erforderliche Holz fassen. Der Katikiro und die protestantischen Häuptlinge sehen mit Mißgunst, daß wir unsere von ihnen verbrannten Hüften und unsere Kapelle wieder aufbauen; sie wagen aber nicht, sich allzu offen gegen den Willen des Kapitäns aufzulehnen. Kapitän Lugard ist vor 14 Tagen nach der Küste abgereist. Was mag er wieder gegen uns erfinden, um sein Verhalten zu rechtfertigen?“

Rußland.

Warschau, 20. Jan. Auf höhere Weisung aus Petersburg wird das hundertjährige Jubiläum der zweiten Teilung Polens feierlich gefeiert werden. In ganz Congresspolen müssen Gottesdienste, Paraden und Feste abgehalten werden. In Warschau wird General Gortz mehrere Bälle geben, zu welchen der polnische Adel befohlen werden wird.

Rumänien.

Bukarest, 20. Jan. In Regierungskreisen verlautet auf das Bestimmteste, der Aufenthalt Czarigrad in Wien habe dem vertragsmäßigen Anschluß Rumäniens an den Dreibund gegolten. Von einer Neutralität könne unter jetzigen Verhältnissen keine Rede sein.

Serbien.

Belgrad, 20. Jan. König Milan verständigte den König telegraphisch von der stattgehabten Ausöhnung mit der Königin Katalie. König Alexander antwortete, er zähle diesen Tag zu den glücklichsten seines Lebens.

Deutscher Reichstag.

Berlin, 22. Jan. Der Reichstag beriet den Gesetzentwurf betr. die Abzahlungs-Geschäfte. Abg. Adermann (conf.) war für den Entwurf, wünschte aber zugleich ein Verbot des Aufschubens von Bestellungen durch Agenten der Abzahlungs-Geschäfte, da solche Agenten noch gefährlicher seien, als die Hausierer. Abg. Wölmer (frei.) wendete sich gegen dies Verlangen, äußerte auch Bedenken gegen den Entwurf, namentlich gegen die richterliche Feststellung angemessener Entschädigung für benutzte, aber wegen Nichtzahlens zurückgeforderte Gegenstände. Abg. v. Wosk erklärte sich Namens des Centrums für die Vorlage, wünschte aber in der strafrechtlichen und gewerbepolizeilichen Hinsicht Anhebung an die entsprechenden Vorschläge des Centrums. Abg. Casselmann erklärte die

Zustimmung der kämpfte den Antrags der Lurusartikel v. geschäfte.

Abg. Tupa u. Käufer nicht genügt. Böttcher z. die Mehrheit des liche billige. Abg. erkaunt, daß die neten die Vorlage thums bekämpften.

Der Entwurf mission überwiegen Montag: Entwurf Verzicht militärisch. Die B. u. getages behandelte mehrere neugeforderte Anfrage erklärte d. Marine-Amtes, B. führung der zwe Marine sei unmög.

Freih. Abg.

Der Wahlgesch. hauses lehnte die indirekter Steuern, der Abtheilungen r schaft, ab.

Der Präsident und erhielt die C seinem Geburtstag. Hans legte beim schaftliche Debatte (nat.-lib.) Nicht (H sprachen.

Das Abgeordnete die Landwirthschaft dem vertrat sie (Erkelzen) bedauer für die Landwirthsch the. Der Minister der Conservativen a wie die Forderung

Bel. int.

Ein starker nieder und überdauern unser Quirinus-Wünsche dem geforenen Rhein mungen leidet zu der Strom nicht zuerst Wundung losgeht.

Die Wogen tarr schäft, gegen gestern Rhein, die meisten in kleine Stützung zu sich täufung war groß, a jenseitige Ufer von ein Betreten des Gies wurde der Rhein noch auch manches Protokoll man deutlich noch ein wahrnehmen und dir frengeren Frost bekomm des Betretens des C Carolusm erwidern Ufer ein Photography a Zulauf geht haben n dem Rheine hätte auf die Erlaubniß, das G der neuerdings vorhan zogen r. den; am dor zwei Personen einge

Die Gerichte, es sei in Gr Ueberbretten des Rhe weilen sich, nach ungen als f. l. l.

Die Minister-Kra gestrigen Generalveran nungsbilge 1892. Die Einnahme betru Der Bestand incl. R

Die Ausgabe betrug Alto Bestand am Schl Die ernannten Rech Hefemann fanden die dann dem Cassirer, und Belmer Decharge erth zumächst für das Ro Derselbe wurde ohne A mation wiedergewählt. Auschußmitglieder für Hanneu, Rath, lre Da gegen Acclamation wurde, so mußte durc wobei jedoch die aus Mehrheit erhielten und wurden. Die Mitglie flossenen Jahre schied 8 und neu aufgenommen.

Die Männer-Ges die Seite, welche die meinen Beliebtheit er in exaltanter Weise. E terte Saal des städti des 22. Stiftungsfestes eins sowie deren An reichhaltige Programm i eröffnet, worauf Herr t en ein Koch auf unfer im Laufe der Woche fei genossen begeistert eini schweiser Vortrag führ Piano und sehr harm überaus ergöt. Di von dem Vereine gewo doch den Haupteffekt er

